

Werk

Titel: Notizen über meine Reise von Ladò nach Mákărăkă

Autor: Junker, Wilh.

Ort: Berlin

Jahr: 1878

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1878_0013|LOG_0012

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

III.

Notizen über meine Reise von Ladò nach Mákäräkä.

Von Dr. Wilh. Junker.

d. d. Seriba Fadl Allah's*) 3. April und
Seriba Kábájéndi 16. Mai 1877.

Nach einem gezwungenen Aufenhalte von mehreren Monaten in Ladò war ich schliesslich herzlich froh, einen Ort verlassen zu können, der für mich nichts mehr von Interesse bot, zumal da, ausser dem Mangel an befriedigender Thätigkeit, das tägliche Einerlei der keinesweges guten leiblichen Verpflegung eine Ortsveränderung dringend nothwendig machte. Ohne die Ankunft des täglich aus Chartüm erwarteten Dampfschiffes abzuwarten, brach ich am Montag den 22. Januar von der Seriba auf. Im Sturmschritt trippelten 45 kräftige Leute aus Mákäräkä mit meinen Effecten beladen zur Seriba hinaus, der Trägerkolonne von Báhid Aghä, des Mudirs von Mákäräkä, nacheilend, die bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte.

Keinesweges beabsichtige ich in Folgendem eine systematische Beschreibung meiner Reiseroute zu geben, die ich mit Compass und Winkelmessungen täglich festgelegt habe. Diese geographischen Details gehören für eine später auszuarbeitende Karte, und will ich hier nur bemerken, dass meine Route eine nördlichere war als die Marno's (vgl. Petermann's Mitthl. 1875. Heft XI). Während wir beide wohl denselben Weg bis zum Chor Lúrí einschlugen, wendet sich meine Reiseroute von da an mehr nördlich, umkreist das Mare-Gebirge im Norden und führt dann SW. zu der erst vor 1½ Jahren gegründeten Seriba im Niámbärä-Gebiet. Diese würde also auf der erwähnten Karte ungefähr 1½ Stunden östlich vom Chor Kéni und etwas nördlich von dem Namen Lokoron mit der Zahl 2200 zu legen sein. Wenn nun auch die von mir durchzogenen Ländergebiete in geographischer Beziehung gewiss von Marno bereits ausgebeutet sind (Marno's Buch kenne ich leider nicht und habe nur den von Petermann in seinen Mittheilungen gegebenen Auszug benutzen können), so darf ich doch behaupten, eine höchst interessante Reise zurückgelegt zu haben. In dem Umstand nämlich, der mich nach einer langen Geduldprobe in Ladò doch schliesslich begünstigte, mit einer jener

*) Diese Seriba ist nicht identisch mit der gleichnamigen, von Long und Marno besuchten. Letztere wurde vor einem Jahr verlassen, während die neue Seriba, welche Kábájéndi genannt wird, etwa 5 Wegstunden in südwestlicher Richtung von der alten angelegt wurde.

Trägerkolonnen, wie sie im äquatorialen Afrika bei grossen Elfenbeintransporten entsendet werden, reisen zu können, lag für mich in Beziehung auf die Neuheit der Reiseart und Lebensweise auf dem Marsche ein erhöhtes Interesse; bot sich mir doch hier eine reichhaltige Gelegenheit zu ethnographischen Beobachtungen. Füge ich noch hinzu, dass nach Angabe des Mudir Báhid Aghā die nach Mákäräkā heimkehrende Trägerkolonne aus 1000 bis 1200 Séelen bestand, die den verschiedensten Völkerschaften angehörten, ein Umstand, der, ausser bei den von Mákäräkā ausgehenden Expeditionen, schwer in den äquatorialen Zonen in dieser Weise vorkommen dürfte, so wird es zur Genüge erklärlich, wie reichhaltig sich unterwegs das Beobachtungsmaterial gestalten musste.

In Bezug auf diese Verhältnisse will ich versuchen, ein getreues Bild der bei solchen Expeditionen gebräuchlichen Anordnungen beim Marsche, im Lager, der Art und Weise der Ernährung und von manchen anderen, damit in engem Zusammenhange stehenden Dingen zu geben.

Häufig genug sind in Reiseberichten solche Durchzüge durch weite Ländergebiete als Raub- und Plünderungszüge geschildert worden, während es sich doch dabei vor Allem darum handelt, das Leben der Einzelnen zu fristen. Berücksichtigt man centralafrikanische Verhältnisse, und nur mit solchen darf man rechnen, so erscheint Manches nicht in den grellen Farben, in denen Vorkommnisse hier zu Lande beurtheilt und geschildert zu werden pflegen. Vom moralischen Standpunkt betrachtet ist zwar die gewaltsame Entwendung fremden Eigenthums als Raub zu bezeichnen. Ist aber der Raub oder, gelinder gesagt, die forcirte Requisition bedingt durch die absolute Nothwendigkeit, wie es hier die Verhältnisse, wie ich weiter unten klar darzulegen gedenke, gebieten, so muss auch ein anderer Maassstab angelegt werden und demgemäss bei den hiesigen Verhältnissen eine gelindere Beurtheilung eintreten.

Ein Blick auf die Karte lehrt, dass im W. von Ladò bis zu den Mákäräkā-Bergen eine ganze Reihe von Völkerstämmen ihr Leben fristet, die theilweise mit einander sprachlich verwandt, vielfach jedoch sich in Sprache, Sitten und Gebräuchen durchaus von einander unterscheiden. Vor Jahrzehnten bereits haben die Sklaven- und Elfenbeinhändler es verstanden, den westlichen Theil dieser Gebiete für sich nutzbar zu machen, die einzelnen Völkerschaften zur Anerkennung ihrer Macht zu zwingen, Seriben und Depots zu etabliren und sich mit den Jahren brauchbare und zuverlässige Trägerkolonnen heranzubilden. Seit jeher war dieses Gebiet in doppelter Beziehung wichtig und nutzbringend: einerseits als Ausgangspunkt für die etablirten Nieder-

lassungen oder Seriben, andererseits als friedliches Durchzugsland der weit ab von Kohl etc. liegenden Seriben-Besitzer, die auf diesem Wege mit Umgehung des feindlichen Niam-Niam-Gebietes südliche elfenbein- und slavenreiche Gebiete erreichen und exploitiren konnten. Als vor wenigen Jahren der Elfenbeinhandel monopolisirt wurde, gingen auch in diesem Gebiete die Seriben in die Hände der Regierung über. Hoffentlich werden nächstens noch durch einige Abänderungen in der Verwaltung und durch eine strengere Controle die eingeschlichenen Missbräuche beseitigt und die friedlichen Beziehungen zu den Eingeborenen mehr und mehr befestigt werden. Der ganze Ländercomplex am oberen Flusse Jéi und Bibě d. h. Mákäräkä, Ligi, Möndú, Fédshělá, Abukája, Kakuák, Bombé (ein Stamm der Niam-Niam) und ein Theil der Mörü lebt mit der Regierung in gutem Einvernehmen und erkennt ihre Superiorität an. In jeder Beziehung den östlichen Völkern des Nilthals überlegen, werden häufig ganze Kolonnen aus diesen Provinzen zu Regierungszwecken selbst im Nilthal verwendet, und waren es während ihres Aufenthaltes in Ladò vielfach die Mákäräkä (mit diesem Collectivnamen werden am Nil alle die genannten Provinzen bezeichnet), welche durch Expeditionen zur Einbringung des Getreides ausser sich selbst auch die Station Ladò für gewisse Zeiten versorgten. So waren es gleichfalls Trägerkolonnen aus Mákäräkä, welche die einzelnen Theile des Dampfschiffes, welches jetzt den Albert-Nyanza befährt, nach Duflé beförderten, und ebenso sollen in kürzester Zeit die zuverlässigsten Eingeborenen dieser westlichen Provinzen zum Transport eines zweiten, ursprünglich für den Victoria-Nyanza, jetzt aber, wie ich kürzlich erfahren habe, gleichfalls für den Albert-Nyanza bestimmten Dampfers verwendet werden.

Die Ursache, dass häufig volkreiche Völkerschaften vor einer Schaar moslemitischer Eindringlinge zurückweichen oder ihr sich unterwerfen, beruht einestheils in der Furcht vor Pulver und Blei (denn wie wären sonst ein paar Dutzend mit Flinten bewaffnete Dongolaner im Stande, Tausende von Eingeborenen in Schach zu halten), andererseits hat diese Ohnmacht der Eingeborenen ihren Grund in der staatlichen Einrichtung der meisten Negerreiche. Ohne bindendes Oberhaupt, welches bei allen die Wohlfahrt des Landes interessirenden Fragen ein gemeinsames Zusammenwirken seiner Unterthanen zu veranlassen hätte, fehlt den meisten Negerstämmen im Nilgebiet jedwede Regierungsform. Sie leben in zahllosen Dorfgemeinden, jede unter ihrem besonderen Häuptling stehend, unabhängig von einander, und wenn auch in vielen Fällen ganze Bezirke in Noth und Gefahr zusammenhalten, so zwingen sie dazu jedoch meist egoistische Zwecke, und Feindschaf-

ten der einzelnen Ortschaften unter einander gehören keineswegs zu den Seltenheiten. In diesen ungeordneten Zuständen liegt der Grund zu ihrem Untergang. Keinesweges aber können die Eingeborenen der Feigheit beschuldigt werden. Sei es aus Gewohnheit, sei es aus Gleichgültigkeit gegen das Leben blicken sie der Gefahr dreist ins Auge, und dennoch geben sie bei jeder Gelegenheit eine kindische Furcht vor europäischen Schiesswaffen zu erkennen. Ein herzhafter Angriff ihrerseits, würde in jedem Falle die imaginäre Macht der Fremdlinge im ersten Augenblick erdrücken. Mag diese Furcht im Glauben an übernatürliche Kräfte entstanden sein und in der Annahme an Hexerei und Spuk wurzeln, soviel steht fest, dass sie den Händlern und Fremdlingen vielfach zu Gute kommt; durch sie ist die Macht der Seriben gesichert. Sollte aber einmal bei den Eingeborenen die richtige Erkenntniss der äusseren Verhältnisse sowie die ihrer eigenen Kraft erwachen, so wäre dies zum Nachtheil des Handels und jedenfalls ein Hemmniss zur Eröffnung des Centralkernes des Continents.

In Vorstehendem betonte ich, dass die genannten Volksstämme in friedlicher Beziehung zur Regierung ständen; einzelne Häuptlinge freilich und namentlich solche, welche die schwer zugänglichen Bergabhänge und Schluchten bewohnen, wissen ihre Selbstständigkeit zu bewahren. Von den sogenannten Klein-Mákäräkä-Stämmen sind hauptsächlich die Morú in den nördlichen Gegenden feindlicher Natur und entziehen sich den Forderungen der Regierung. Ebenso erkennen viele der Bári-Häuptlinge die ägyptische Herrschaft an, kommen den Forderungen an Getreide und Vieh nach und lassen sich in Ladò sehen, während andere hartnäckig ihre Selbstständigkeit bewahren und sich mit ihren Heerden in die Gebirge zurückziehen; haben wir doch selbst forcirte Requisitionen im Bári-Gebiet machen müssen. Zwischen diesen Gebieten dehnt sich, im Osten an das Bári-Land, im Westen an die kleinen Mákäräkä-Länder grenzend, das in der Richtung von Nord nach Süd schwer zu bemessende Niámbără-Gebiet aus. Seit jeher von stabilen Niederlassungen der Händler verschont, blieb die Bevölkerung bis auf die heutige Zeit feindselig. Nur grosse Elfenbeinkaravanen, falls sie ihren Weg nicht nördlich zum Kohl nahmen, durchzogen das Land, um Gondókörö zu erreichen. Da das Niámbără-Land reich an Viehheerden und Getreide ist, war es noch vor 15—20 Jahren der Schauplatz der Raubzüge der Mákäräkä, die nach der Erndtezeit dort einfielen und monatelang umherziehend von den Feldfrüchten ihrer Nachbarn lebten. Seitdem aber in den letzten Jahren die Gebietserweiterung der ägyptischen Regierung am Bahr Gebel vorge-schritten war, die Bári-Völker willfähriger geworden, Stationen ge-

gründet waren und ein regelmässiger Dampfschiffsverkehr zwischen Chartüm und Ladò eingeführt wurde, lag die Nothwendigkeit nahe, das in mancher Beziehung gesegnete Mákäräkä-Land durch Offenhaltung der Wege in regelmässiger Verbindung mit Ladò zu erhalten. Aus diesem Grunde wurde etwa vor 1½ Jahren die jetzt bestehende Seriba und Militärstation gegründet, theils um den von Mákäräkä kommenden Colonnen als Stützpunkt zu dienen, theils um vom Mittelpunkt des Landes aus die Niámbärä-Häuptlinge allmählig zur Anerkennung der Suprematie Aegyptens zu bewegen. Wie weit dies bis jetzt gelungen ist, geht daraus hervor, dass bereits eine Anzahl von Häuptlingen theils ihre Weiler in nächster Nähe der Seriba errichtet haben, theils weiter entfernt wohnende in freundschaftliche Beziehung zu der Regierung getreten sind. Die Zahl dieser Häuptlinge ist jedoch im Vergleich zu dem ganzem Ländergebiet eine noch verschwindend kleine, etwa zwanzig, während die der Regierung feindlichen Dörfer wohl nach Hunderten zu rechnen sind.

Wie schon erwähnt, bestand die nach Mákäräkä zurückkehrende Expedition aus etwa 1000 Köpfen, zu denen in Niámbärä eine noch grössere Anzahl hinzusties, die von Atrúsch, dem zweiten Mudir von der Seriba Wándy, geführt, eine Gházía im Niámbärä-Gebiet unternahm, um die dortige Station für längere Zeit mit Getreide und Vieh zu versehen. Bei dieser Gelegenheit blieb immer noch die Kleinigkeit von 1000 Stück Kühen übrig, die nach Wándy (der Seriba am Jéi), getrieben wurden. So bildete unsere Expedition ein buntscheckiges Gewirr der verschiedensten Völkerschaften. Da waren Bári, Niámbärä, Mórú, Lígi, Fédshíllú, Múndō, Abukájä, Kakuák, Mákäräkä, Bombé (anthropophage Niam-Niam). Geleitet wurde der Zug von Bahíd Aghä, Obermudir aus der Seriba Wándy und von Fädl Allah, dem Mudir der westlichen Seriba Kábäjéndi. Im Zuge befanden sich ausserdem Dutzende von Angestellten, Beamten, Dongolanern, wohl gegen 100 Soldaten der irregulären Truppen, ein Fakí (Geistlicher), lange Züge von Weibern, Slavinnen der Beamten, Kinder, Rindvieh, Schaaf- und Ziegenheerden, wohl ein Dutzend Esel und viele zum Reiten geschulte Stiere von der kleinen Niámbärä-Race. Von der Grösse und Ausdehnung unseres Zuges erhielt ich erst am ersten Abend unseres Marsches im Lager eine richtige Anschauung, während ich bis dahin immer nur von einigen Hundert Leuten gehört hatte. Man bemerkt sehr bald, dass das Arrangement einer solchen Expedition, trotz der mangelnden Disciplin der Muhamedaner, der irregulären Truppen, sowie der Eingeborenen, doch nach gewissen, auf langjährigen Erfahrungen beruhenden Regeln, getroffen wird. Die einzelnen Stämme,

nach dem zu transportirenden Gepäck vertheilt und verpflichtet dasselbe ordnungsgemäss auf einen Haufen im Lager abzulegen, marschirten, jeder unter einer Fahne, im Gänsemarsch und, wo es das Terrain gestattete, auf den sich windenden Fusspfaden in mehreren Colonnen, neben einander. Hierbei überholten sich dann wohl häufig die einzelnen Colonnen, doch blieben die Mannschaften derselben stets beisammen. Den Haupttransport bildete Regierungsgut. In Betreff meiner 45 Träger führe ich als Beispiel an, dass dieselben von einem Dongolaner Soldaten geführt wurden, während ein zweiter den Schluss bildete und darauf zu achten hatte, dass kein Träger zurückblieb und da wo dieses geschah, denselben später seiner Colonne wieder zuzuführen hatte. Ausserdem befand sich noch ein Dongolaner Aufseher hinter meiner Colonne, der gleichfalls über das Gepäck zu wachen hatte, dasselbe im Lager ordnen liess und nach Errichtung der Hütten unter Dach zu bringen hatte. Ein gleiches Arrangement fand auch bei den übrigen Colonnen statt. Beim Aufbruch am Morgen (geweckt wurde durch Trommel und Pfeife), der regelmässig noch in der Morgendämmerung um 5½ Uhr stattfand, bildete Bahid Aghä mit seinem kleinen Generalstabe von Dongolanern, die seine Anordnungen zur Ausführung zu bringen hatten, die Vorhut. Ihm folgten lange Trägercolonnen mit den Regierungseffecten, Provisionen für die Seriben, Flinten, Pulver, Blei, eisernen Geräthschaften, Zeugen, Tauschartikeln zum Eintausch gegen Elfenbein u. s. w. Fädl Allah war in der Nachhut, wo auch wir uns befanden, und verfügte über besondere Aufseher, die beim Marsche Niemanden zurücklassen durften. Das Vieh, um es besser beaufsichtigen zu können, theilweise in kleine Gruppen getheilt, wurde von den Eingeborenen mit Hülfe von Soldaten seitwärts durch das Buschwerk getrieben, fiel jedoch häufig durch das Drängen auf den Fusspfaden und in engem bergigen Terrain den Trägercolonnen und uns zur Last.

Nach dem Aufbruch aus dem Lager wurde je nach dem anzutreffenden Wasser bis 9, 10, 11 oder 12 Uhr marschirt. Die ganze Colonne hatte eine Ausdehnung von ½ bis 1 Stunde und lagerte alle paar Stunden: die vorderen Gruppen um auszuruhen, während die hinteren an ihnen vorüberzogen um ihrerseits später Rast zu halten. Im Allgemeinen wurde sehr rasch marschirt und zwar 6 Kilom. in der Stunde, während der gewöhnliche Fussgänger nur 5 Kilom. in dieser Zeit zurückzulegen pflegt. Bei der Einförmigkeit der Gegend, die bei dem beständigen Waldbestande keine Fernsicht zuliess, gewährte unser Zug mit seinen sich häufig überholenden oder rastenden Gruppen für den Beschauer ein stets wechselndes und höchst interessantes Bild.

Da sah man die meist kleinen, aber kräftigen und untersetzten Gestalten der Mákaräkä, die sich durch ihre weit hellere Hautfarbe und durch ihre mit Kunst und vielem Zeitaufwande in Flechten gelegten Haarfrisuren auffallend von den übrigen Trägern unterschieden. Ein ganz anderes Bild boten dagegen die Bári und Niámbără. Hoch aufgeschossen, mager und die Stelzbeine der Völker der Sumpfreionen zeigend, zeichnen sich erstere vorzugsweise durch ihre aschgraue Hautfarbe und das Verschmähnen jeglichen Kleidungsstückes aus, während die Niámbără an den charakteristisch punktierten Tättowirungen ihrer Stirn und Schläfen, die Morú an ihrer, der Fahne einer Feder ähnlichen Tättowirung der Schläfen leicht erkennbar sind.

Von besonderem Interesse waren auch die Gruppen von Weibern, die sich gleichfalls nach Nationalitäten zusammengestellt hatten und meistens einen Korb mit Küchengeräthen auf dem Köpfen trugen. Eine bestimmte Kategorie derselben, die Slavinnen und Frauen der Angestellten, erkennbar an dem öl- und fetttiefenden Lockenhaar, an einem schmutzigen weissen Frauenrocke oder dem faltenreichen Ueberwurf der blanen Tirga (einem leichten im ganzen mittleren Afrika verbreiteten Zeuge), theilweise auch behangen mit buntfarbigen Perlschnüren, eisernen und kupfernen Ringen, die Jüngeren auch wohl nur mit dem sudanischen Lendenschurz, dem Ráhád, bekleidet, trippelten theils mit Körben auf dem Kopf, theils unbelastet hinter einander her und schienen vor mir oder vor meinem Esel eine besondere Scheu zu haben, denn bei meiner Annäherung bogen diese afrikanischen Schönen respectvoll vom Wege ab. In einer anderen Gruppe sah man die Bári-Weiber, die sich auffallend durch ihren glattrasirten Kopf, den doppelten, vorn und hinten herabhängenden ledernen Bergmannschurz und theilweise durch die grellrothe künstliche Färbung ihrer meist feisten Körper auszeichneten. Dann folgten Niámbără-Frauen, die theilweise einen flachsartigen Ráhád trugen und in dieser Beziehung schon an die Trachten der westlich wohnenden Stämme erinnern, die das Laub der Bäume zur Bekleidung benutzen. Durchgängig sieht man bei ihnen kleine durch Ober- und Unterlippe gesteckte Quarzkegel, die bei den Morú-Weibern eine doppelte Grösse haben und auch von den Mondú getragen werden.

Hatte nun auch dieses im buntem Gewirr vorüberziehende Bild seine heiteren Seiten, so fehlte es doch auch nicht an trüben Eindrücken, die durch Kranke, Verwundete, Fusslähme, kleine Kinder und Säuglinge hervorgerufen wurden. Mancher zum Skelett Abgemagerte schleppte sich am Stock dahin und wurde noch durch Ruthenhiebe von seinen Nächstangehörigen

zum Weitermarsch angetrieben. Andere fanden Gelegenheit, sich auf Tragbahren befördern zu lassen, während man häufig Kinder von 6—10 Jahren ihr Körbchen oder eine Soldatenflinte tragen sah. Säuglinge waren mittelst eines viereckigen Geflechtes, dessen Ecken mit Riemen versehen sich auf der Brust der Mutter kreuzten, fest an den Rücken ihrer Erzeugerinnen angebunden und der Kopf der Kleinen hing ohne Halt- und Stützpunkt häufig der brennend heissen Sonne ausgesetzt schlaff herab; einige Mütter wussten jedoch ihre Kleinen durch aufgespannte Thierhäute vor diesen Qualen zu schützen. Unglaublich erscheint in der That die Widerstandskraft und Zähigkeit dieser afrikanischen Naturen. So sah ich einen Morú-Neger, der trotz einer penetrirenden Lanzenstichwunde in der Bauchseite sich zu Fuss mitschleppte und dessen Wunde nach einigen Tagen bereits fast geschlossen war. Pfeilschusswunden werden hauptsächlich im Niám-bärä-Gebiet gefürchtet, da dort die Pfeile vergiftet sind. Auch sah ich verhältnissmässig geringe Verletzungen durch vergiftete Pfeile mit tödtlichem Ausgang.

Schon nach Beurtheilung meiner Gepäckstücke, die gewiss nicht zu den schwersten gehören, erscheint es erstaunlich, welche Lasten die Leute vier bis sechs Stunden weit zu tragen im Stande sind. Mag auch das Gepäckstück 30—50 Pfund wiegen, so bürdten sich die Träger ausserdem noch ihre eigene Habe auf, welche aus einer mehrtägigen Proviant-Ration besteht und nach einer Gházia zu einem bedeutenden Gewicht sich steigert. Häufig bringen die Neger in Ladò eingetauschten Salz heim, und ist bekanntlich das Gewicht selbst eines kleinen mit Salz gefüllten Säckchens nicht unbedeutend. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass kräftige Neger eine Last von 60 bis 75 Pfund zu tragen im Stande sind. Erklärlich ist es, dass bei grossen und schwereren Lasten die Erleichterung für den Träger darin liegt, so rasch als möglich sein Ziel zu erreichen; der Schritt der Trägercolonne ist daher ein bedeutend rascherer, als der eines gewöhnlichen Fussgängers. Das tägliche Reiseziel richtet sich in dieser Jahreszeit nach dem anzutreffenden Wasser; die Tagereisen sind daher von sehr verschiedener Dauer.

Die Vorbereitungen zum Nachtlager sind abhängig von der Oertlichkeit resp. Möglichkeit, schirmende Hütten gegen Regen und Nachtkühle herstellen zu können. In den offenen Landstrichen am Bahr Gebel während der ersten Reisetage, wo jegliches Material zur Errichtung von Hütten fehlte, dienten uns den Tag über als Schutz gegen die Sonne die herrlichen Stämme der Kigilien oder Kerulen, die über die von Hochgras freien Gegenden vertheilt sind. Wenn daher bei Tage das Lager über einen

grossen Flächenraum zerstreut lag, da Jeder sich ein schattiges Plätzchen auswählte, so rückten nach Anordnung des Mudir, die einzelnen Gruppen gegen Abend näher zusammen. Hunderte von Lagerfeuern loderten dann auf und beleuchteten die seltsamsten Gruppen in ihrer mannigfachen Beschäftigung. Waren am Tage vielleicht Fleischrationen vertheilt worden, so wurden dieselben nun über dem Feuer angekohlt und verspeist. Durrah wurde theils in Töpfen abgekocht oder auch einfach noch an den Büscheln sitzend über dem Feuer geröstet oder selbst roh genossen. Waren einige Leute so glücklich gewesen, zufällig eine Jagdbeute zu machen, wie z. B. eine Schlange von 3' Länge, deren Kopf und Haut ich beanspruchte, oder einen penetrant riechenden Marder, dessen Fell gleichfalls in meinen Besitz überging, so bildeten auch diese Dinge eine willkommene Abendmahlzeit, besonders für die Mákaräkä, die in der Auswahl ihrer Speisen in keiner Weise wählerisch sind. Erklärlich und begreiflich erscheint es daher, dass bei einem zerlegten Rinde, ausser der Haut und den Knochen, auch nicht der geringste Körpertheil, Eingeweide, Knorpel und Sehnen nicht ausgenommen, unverspeist zurückbleibt. Peinlich jedoch wurde ich berührt, wenn die Leute sich selbst um den widerlichen Mageninhalt der Wiederkäuer stritten und frohlockend eine Handvoll dieses grünlich breiigen Leckerbissens zum Munde führten. Nach Beendigung des Nachtmahls werden aber auch dann noch die Lagerfeuer fleissig unterhalten, und in allen möglichen Stellungen kauern die Neger gruppenweis um dieselben herum, ihre nackten Glieder an der lodernden Flamme vor der Abendkühle schützend. Freilich sollte man glauben, dass diese Naturmenschen, von ihrer schweren Tagesarbeit ermüdet, sehr bald den Schlaf suchen müssten, dennoch aber habe ich häufig beobachtet, dass dieselben bis tief in die Nacht hinein, wenn ich bereits stundenlang mich des Schlafes erfreut hatte, in lautem Gespräche scherzend und lachend um die Lagerfeuer herum geschaart sassen.

Als wir nach W. vorgehend den Bahr Gebel und Bahr Lúrit verlassen hatten und durch Landstriche zogen, in denen sich zur Errichtung von Hütten reichliches Material vorfand, bot die Geschäftigkeit nach Ankunft auf dem Lagerplatz freilich ein anderes Bild. Hunderte von Hütten mannigfachster Art wuchsen dann in grösster Schnelligkeit gleichsam aus dem Boden empor. Zur Herstellung von Grashütten traten auf unserm Marsche erst jetzt die über Mannshöhe langen trocknen vergilbten Grasarten auf, die zur Bedeckung des Hüttengerippes dienten. Interessant ist jedenfalls der Bau dieser meist nur für eine Nacht dienenden Hütten. Für ihre Errichtung haben die Träger resp. die Eingeborenen zu

sorgen, welche von den ihnen zugetheilten Soldaten beaufsichtigt und zur rascheren Arbeit ermuntert werden. Jede Trägerkolonne sorgt in dieser Beziehung für die Besitzer der zu tragenden Lasten, so dass z. B. meine 45 Leute ein Unterkommen für mich herzurichten hatten. Je nach dem Bedürfniss der Expeditionsmitglieder werden die Hütten hergestellt und zwar in verschiedener Grösse und Form, da manche derselben für das Gepäck des Reisenden bestimmt sind. Zu wiederholten Malen wurde ich durch den Fleiss meiner Leute glücklicher Besitzer von drei geräumigen Behausungen, von denen die eine für das Gepäck und die Diener, die andere für mich zur Nacht bestimmt war, während eine luftige Kékübä (ein auf Pfosten ruhendes Strohdach) ein schattiges und zum Arbeiten geeignetes Unterkommen bildete. Zur Herstellung einer solchen Kékübä werden armsdicke Bäume gefällt. Während mehrere der Leute mit ihren Lanzenspitzen die nöthigen Löcher zum Einlassen der für die grösseren Kéküben gebräuchlichen, am oberen Ende gabelförmigen neun Pfähle in die Erde bohren, tragen andere die betreffenden Pfosten, die nöthigen Verbindungshölzer und dünneren Aeste für das Dach, wieder andere grösse Bündel des langen Grases und streifenförmige lange Rindenstücke herbei, womit sowohl die Pfähle oben zusammengebunden als auch das seitlich an die runden Hütten in dichten Schichten lose angelegte stroh- und schilfartige Gras umspannt und festgehalten wird. Für eine andere Art Behausung von kuppelförmiger Gestalt, die in allen Grössen und theilweise geräumiger als die grössten runden Militärzelte hergestellt wird, schaffen die Leute biegsame lange Bäumchen herbei, die, in die Erde im Kreise eingelassen, oben an einem im Centrum aufgestellten kräftigen Pfahl umgebogen und daran befestigt werden. Biegsame lange Aeste oder geeignete Pflanzenstengel von bedeutender Länge werden als Querleisten in Kreisform aufgebunden und das Ganze wird in der Richtung von unten nach oben zum Abfluss des Regens mit Schilfgras gedeckt. Schliesslich wird auf die Spitze der Hütte eine im oberen Theile nach den Seiten hin umgebogene Garbe gestülpt. Doch nicht allein für die Auserwählten der Expedition sind die Leute angehalten Behausungen zu errichten, sondern jeder einfache Dongolaner-Soldat macht womöglich auch Ansprüche darauf. Und selbst nach stundenlanger Arbeit finden die Leute häufig noch Zeit und Lust, für sich selbst Hütten aus den Zweigen laubhaltiger Büsche und Baume herzustellen.

Die oben geschilderten nächtlichen Lagerscenen wiederholen sich aber auch hier, sobald die zahllosen Feuer emporlodern. Eigenthümlich ist das sehr laute Organ der Neger. Anfangs

glaubte ich häufig die Leute in heftigem Streite begriffen, während sie sich doch nur nach ihrer Weise gemüthliche Geschichten erzählten. Vielfach hört man einen lauten Sprecher, der in seiner Erzählung ab und zu von den Uebrigen in herzhafter und lebhafter Weise belacht wird, wobei das langgedehnte Nachziehen des letzten Lachtones, wie solches bei keinem europäischen Volke gehört wird, besonders auffällt. Ueberhaupt scheint der fröhliche Sinn der Neger durch missliche Verhältnisse, welche den Europäer sofort in die schlechteste Laune versetzen würden, durchaus nicht alterirt zu werden. Wie oft sah ich auf späteren Touren die Leute im grössten Unwetter, wenn ihnen der kalte Platzregen die nackten Glieder peitschte, wogegen alle Neger begreiflicher Weise sehr empfindlich sind, die verlangte Arbeit ohne Missmuth vollbringen; im Gegentheil suchen sie sich durch Scherzworte und Lachen anscheinend über die Calamität hinwegzusetzen. Ueberrascht der Regen den Neger beim Lagerfeuer und hat er für sich keine Laubhütte hergestellt, so sucht er sich wenigstens durch schirmartiges Bedecken des Kopfes mit Laubzweigen zu schützen. Solche laubbedeckte nackte Negergestalten nehmen sich in der matten Beleuchtung der im Regen prasselnden Flammen wahrhaft infernalisch aus.

Beginnt es zu dunkeln, so beziehen die Wachen im Umkreise des improvisirten Lagers ihre Posten, und gegen 9 Uhr wiegt uns schliesslich ein von einem Trommler und Flötenbläser aufgeführter Zapfenstreich in den ersten Schlaf. Scherzhafte Stichworte aber, die sich die einzelnen Gruppen zurufen und stets ein lachlustiges Publikum finden, dauern noch lange fort. Vergeht die Nacht ohne Regen, so tritt nach und nach Ruhe ein, während im entgegengesetzten Falle es wieder lebendig im Lager wird und die dem Erlöschen nahen Feuer von Neuem angefacht werden. Gegen 5 Uhr Morgens weckt uns die Reveille und es bleiben dann immer noch 20—30 Minuten Zeit bis zum Aufbruch. Während wir aber unsere und die für die Nacht ausgepackten Sachen zum weiteren Transport herzurichten haben, braucht der glückliche, bedürfnisslose Neger nur vom Lagerfeuer aufzustehen um zum Abmarsche fertig zu sein. Er benutzt denn die kurze Zeit bis zum Aufbruch zur nochmaligen Anfachung des Feuers um seine gegen die Morgenkühle empfindlichen Glieder zu erwärmen, und mehrfach sah ich beim Abmarsch, wie noch $\frac{1}{2}$ Stunde weit glimmende Holzscheite mitgenommen wurden um an ihnen die einzelnen Körpertheile zu erwärmen.

Ich gehe nun zur Besprechung des letzten und wichtigsten Punktes, nämlich auf die Art und Weise der Ernährung einer grossen Expedition während des Marsches, über. Unsere euro-

päischen Proviantwagen sind in Centralafrika unbekannt und bei den Terrainschwierigkeiten auch nicht verwendbar. Man hat aber bereits, wie schon bemerkt, die vielfach zum Reiten geschulten Ochsen der Niámbarä-Raçe als einzig mögliches Transportmittel in diesen Gegenden zu verwenden begonnen, da die übrigen Thiere, die wir als Last- und Zugthiere anzusehen gewöhnt sind, mehr oder weniger dem Klima unterliegen. Von 30 ausgesuchten guten Kamelen z. B., die versuchsweise nach Ladò geschafft wurden, sah ich zur Zeit nur noch etwa ein halbes Dutzend erbärmlich abgemagerter Thiere ihre gezählten Stunden im Schatten eines Baumes hinbringen. Pferde halten sich etliche Jahre, doch auch sie sind dem Klimawechsel unterworfen und leben, ohne ein rasches Ende zu finden, zwar jahrelang, ohne jedoch zur Arbeit tauglich zu sein. Es bleibt noch das Maulthier und der Esel zu erwähnen, und beide Thiere scheinen gleich gut acclimatisirt werden zu können. Vom Maulthier liegen zwar noch wenige Beweise vor; einige die ich in Ladò sah, sollen sich gut halten. Der Esel aber, wenn auch noch nicht in grosser Anzahl vorhanden, hat sich bereits eingebürgert und wird von den Ortsvorstehern und höheren Beamten als Reitthier benutzt. Freilich nur als solches wird derselbe im äquatorialen Afrika seine Bedeutung behalten, während er als Lastthier nicht in der nöthigen Menge beschafft werden dürfte und, ebenso wie das Maulthier, für Reisen während der Regenzeit wegen der vielen Sümpfe untauglich ist. In letzter Beziehung spreche ich von meinen letzten Touren aus eigener Erfahrung und kann hier abermals den Reitochsen nicht genug rühmen, der mit der grössten Leichtigkeit Sümpfe und Gewässer passirte, wo der Esel Verzögerungen verursachte, da er jedesmal abgesattelt werden musste und unserer Hülfe bedurfte, um aus dem Sumpfe herauszukommen.

Gegenwärtig muss also noch der Mensch das Lastthier in Central-Afrika ersetzen, und da ersterer nicht nach Art der Herbevoren seine Nahrung am Wege findet, andererseits nicht im Stande ist, für viele aufeinander folgende Tagemärsche den nöthigen Mundvorrath mit sich zu führen, so bleibt nur der Ausweg, diesen auf dem Marsche zu beschaffen. In welcher Weise dies z. B. auf unserer Reise von Ladò nach Mákaräkä bewerkstelligt wurde, will ich in Folgendem beschreiben. Während der ersten Reisetage durchzogen wir Bári-Gebiet. Die Träger, von Ladò her mit kleinen Getreidevorräthen versehen, trugen diese in Ziegenfellsäcken oder in sonstigen Behältern mit sich. Solche Vorräthe reichen kaum über einige Tagesrationen hinaus, und stellte sich bereits am folgenden Tage nach unserer Abreise die Nothwendigkeit ein, Durrah-Korn zu requiriren, da sich auf dem

weiteren Wege bis zum Niámbără-Gebiet keine weitere Gelegenheit dazu bot.

Wie ich schon oben erwähnte, finden sich unter den Bári-Häuptlingen noch vielfach der Regierung feindlich Gesinnte. Diejenigen, welche ihren Tribut an Korn und Vieh in die Seriba abliefern, haben als Abzeichen ihrer Häuptlingswürde lang herabhängende rothe Kittel von der Regierung erhalten und sind dadurch kenntlich geworden. Diese wurden, da sie bereits alles Entbehrliche an Lebensmitteln an die Seriba abgetreten hatten, von den durchziehenden Expeditionen von jeder Requisition verschont; die Abends in das Lager kommenden Häuptlinge erhielten sogar auf ihre Bitten von unserm Anführer Bahíd Aghä noch einige Stück Vieh. Contributionen werden hingegen bei denen vorgenommen, die sich zur Regierung feindlich stellen. Dieselben bestehen, da die Besitzer der Hütten bei Annäherung der Expedition stets das Weite suchen, einfach darin, dass die hungrigen Trägerkolonnen die Getreidehütten der Geflohenen leeren. Widerstand gegen solche grosse Expeditionen, wie die unsrige war, wird kaum geleistet. Am zweiten Tage unserer Reise kamen wir bereits zu einzelnen Behausungen feindlicher Bári und lagerten im Schatten herrlich belaubter Bäume. Die Wohnungen der Bári liegen vielfach nach Art von Gehöften und nur für eine oder wenige Familien dienend im buschfreien Lande vertheilt. Zur Ausführung der Gházíe war der Ort daher sehr geeignet, denn nach allen Richtungen hin lagen auf kurze Entfernung die Tokule der Bári, die vor unserer Ankunft bereits geflohen waren. Nachdem die Gepäckstücke niedergelegt und jede Gruppe nach Nationalitäten vertheilt war, wurden die Leute unter einer Fahne und begleitet von einer kleinen Schaar von Soldaten nach allen Windrichtungen ausgeschildt. Bei unserer Ankunft waren in der Ferne, aber ausserhalb Schussweite noch einige Bári sichtbar, die aber, nachdem Bahíd Aghä einige blinde Schüsse abgefeuert hatte, gleichfalls verschwanden. Kaum nach einer halben Stunde kehrten die Träger zurück und brachten, indem jeder für sich selbst gesorgt hatte, die Provisionen mit. Zum Theil hatten sie ihre eigenen Behälter und Schläuche zur Aufnahme des Getreides mitgenommen; meistens jedoch schleppten sie grosse gefüllte Töpfe der vertriebenen Einwohner herbei, welche ihnen gleich zum Kochen der erbeuteten Durrah dienten. Ausserdem hatten sie Sesam und Tamarinde erbeutet und sofort begann das Abkochen. Mit der leicht erworbenen Provision wurde aber keinesweges haushälterisch umgegangen. Was der Magen nicht bergen und was nicht transportirt werden konnte, blieb theils in Körben stehen oder lag ausgeschüttet auf der Erde umher. Als wir nach einigen

Stunden den Ort verliessen, boten die Hunderte theils zerbrochener, theils umgeworfener Kochtöpfe, die bei den noch glimmenden Feuern zurückgeblieben waren, einen eigenthümlichen Anblick dar. Da der Chör Lúrit hier einzelne Bári-Stämme trennt, so erschienen nun die befreundeten Bári-Häuptlinge vom jenseitigen Ufer mit einigen ihrer Leute als Hyänen des Schlachtfeldes, indem sie von dem zurückgebliebenen Getreide, soviel sie zu tragen vermochten, aufrafften und sich schleunigst aus dem Staube machten.

Treten Zeiten des Mangels an Nahrung ein, so ist der Neger vermöge der Resistenz seines Körpers gegen äussere Einflüsse im Stande, im Ertragen des Hungers Staunenswerthes zu leisten, wie ich mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Nicht selten ist es, dass die Träger sich nach der anstrengenden Arbeit des Tages mit leerem Magen niederlegen, um am nächsten Morgen gleichfalls nüchtern ohne Murren ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Wenn wir die oben beschriebene Art, sich auf dem Marsche Nahrung zu verschaffen, eine Plünderung im Vorüberziehen nennen können, so steht derselben eine andere Art Gházíe gegenüber, die zwar auf demselben Princip beruht, sich aber dadurch unterscheidet, dass sie, in grossem Maassstabe ausgeführt, Tage und Nächte in Anspruch nehmen kann; auch ist der Zweck solcher weitgehenden Gházien ein anderer. Ist nämlich bei der Plünderung im Vorüberziehen das Hauptaugenmerk des Anführers darauf gerichtet, die Träger und Soldaten zu sättigen und für kurze Zeit mit Getreide zu versorgen, so hat die letztere Art der Gházien den Zweck, eine Seriba für längere Zeit zu verproviantiren d. h. Getreide und Vieh für Regierungszwecke dorthin einzubringen. Solche Züge nennen die Araber Gházüa*). Die Resultate einer solchen hatte ich Gelegenheit in der Seriba Niámbärä zu sehen. Bei unserer Ankunft daselbst stand es nämlich mit der Verproviantirung der Seriba schlecht. Zur vorläufigen Abhülfe des Mangels an Getreide und um unsere Trägerkolonnen während eines länger projectirten Aufenthaltes ernähren zu können, zog der Mudir Fadl Allah aus Mákaräkä in der folgenden Nacht mit den meisten unserer Träger und einer Abtheilung Dongolaner Soldaten an die Abhänge des Máre-Gebirges und brachte nach zweitägiger Abwesenheit einen reichen Vorrath an Getreide heim, von dem eine bestimmte Quantität als Regierungsgut in die Getreidespeicher der Station aufgenommen wurde.

Wie schon erwähnt, besteht die Seriba erst seit Kurzem, und ein grosser Theil der Niámbärä-Häuptlinge weigert sich hart-

*) Gházüa ist der syro-arabische, auf der arabischen Halbinsel gebräuchliche Namen, während Gházíä die maurische Bezeichnung ist. Red.

näckig, mit der Regierung in ein gutes Vernehmen zu treten. In Bezug darauf erfuhr ich von Bahíd Aghä, dass er den Häuptlingen Mëlöf (Eisen in Schaufelform), Perlen, Zeuge u. s. w. hätte anbieten lassen, bei vielen jedoch nichts hätte ausrichten können, und dass sie mit ihren Heerden in die Gebirgsgegenden gezogen seien. Die freundlich gesinnten Häuptlinge hatten sich zum Theil mit ihrem Leuten in Weilern um die Seriba herum gruppirt, aber von ihnen allein ist natürlich der nöthige Bedarf an Getreide und Vieh nicht einmal für die Besatzung der Seriba zu beschaffen, geschweige denn die Vorräthe für durchziehende grosse Expeditionen, und so bleibt eben kein anderer Ausweg, als von der Seriba aus Streifzüge gegen die feindlichen Niámbarä zu unternehmen. Es ist dies zugleich ein wirksames Mittel, die Feindseligen zu zwingen, sich unter den Schutz der Seriba zu stellen, wohin sie schliesslich der Mangel an Getreide doch treibt, und von wo aus für sie, so lange sie sich friedlich zeigen, in bestimmter Weise gesorgt wird. In der letzten Zeit hatte die Besatzung der Station selbst Mangel gelitten und die Soldaten blieben ungern dort stationirt. Wie ich erfuhr, waren erst kürzlich 10 Mann zu Jússuf am Rohl desertirt. Die Nothwendigkeit der Erhaltung der Seriba zur Sicherung des Weges zwischen Ladò und Mákäräkä liegt auf der Hand, und zu diesem Zweck befand sich bei unserer Ankunft daselbst Achmet Atrusch, der zweite Ortsvorsteher der Seriba Wándy, angeblich mit 2000 Leuten und 100 Soldaten hierher unterwegs, um durch entferntere Streifzüge gegen die Niámbarä in erster Linie die Station zu verproviantiren, dann aber auch womöglich einen reichlichen Viehbestand nach Mákäräkä resp. Seriba Wándy treiben zu lassen.

Wir sollten nach Eintreffen der neuen Expedition eigentlich unsere Reise fortsetzen, doch fürchtete Bahíd Aghä schliesslich, dass nach unserem Abzuge, da auch der grössere Theil der Soldaten der Seriba die Gházia mitmachte, erstere überfallen und verbrannt werden könnte. Es entschloss sich daher Fadl Allah mit uns und einer kleinen, theils invaliden Besatzung so lange hier zu bleiben, bis Achmet Atrusch von der Expedition zurückgekehrt wäre. Letzterer zog nach seiner Ankunft in der folgenden mond hellen Nacht mit seinen Leuten ab, welche noch durch den grössten Theil unserer Träger und einer Anzahl Niámbarä aus den nächsten Weilern verstärkt worden waren. Bis zur Rückkehr der Expedition vergingen acht Tage, und am 8. Februar traf die Nachricht ein, dass Achmet Atrusch von der Gházüa zurück im Anzuge sei. Bald trafen auch einzelne Abtheilungen der Träger zumeist mit Getreide in Körben belastet ein. Das für die Regierung bestimmte Getreide wurde auf einen Haufen ge-

bracht, und nebenbei thürmten sich bergehoch die hübschgeflochtenen Niámbără-Körbe auf. Unsere Träger wurden bis zur Seriba Wándy verproviantirt, und erhielten die mitgezogenen Niámbără-Leute gleichfalls ihren Antheil an der Beute. Schliesslich sahen wir in der Ferne eine grosse Viehheerde erscheinen, vorauf die weithin sichtbaren rothen Fahnen mit dem Halbmond und den Koransprüchen, um die sich die letzten Träger und die Soldaten geschaart hatten und nun in unregelmässigen Trupps sich uns näherten. Zuletzt defilirte ein Heerde von über 1000 Stück Rindvieh bei uns vorbei. Das Resultat des Beutezuges schien ein durchaus befriedigendes zu sein.

Die Verwerthung des auf solchen Expeditionen geraubten Viehes geschieht aber noch in anderer Weise, wie solche beim Einbringen von Elefantenzähnen gehandhabt wird. Die Lieferanten derselben sind der Expedition befreundete Häuptlinge, die in fernen Gebieten für Monate das in ihrem Districte erworbene Elfenbein bis zum Eintreffen der Expedition bei sich lagern. Für das Abtreten der Zähne erhalten sie ein mässiges Aequivalent, und es besteht mit ihnen, wenn auch nach dem Werthe der Waare ein sehr unverhältnissmässiger, so doch ein Tauschhandel. In den meisten Fällen bilden Kupferringe, Perlen, Zeuge, Mëlöf (gleichsam das Eisengeld in den äquatorialen Provinzen) oder sonstige Importartikel Gegenstände des Tauschhandels. Es existirt jedoch in einigen Gegenden eine billigere Art, das Elfenbein zu erwerben, nämlich dasselbe gegen geraubtes Vieh einzutauschen. Als Beispiel führe ich die in das südlich von Mákäräkä gelegene Land der Kaliká gerichteten Expeditionen an. Auf diesen werden etwa nach 6—7 Tagemärschen die angeblich östlich liegenden viehreichen Stämme geplündert und mit dem Raube wird das Elfenbein von den befreundeten Häuptlingen in den südlichen und südwestlichen Distrikten eingetauscht.

Die Opfer an Menschenleben bei solchen Expeditionen sind nur gering, da die Eingeborenen fast stets bei Annäherung der Turki (der hier bei den Negern allgemein gebrauchte Ausdruck für alle Fremde) das Feld räumen. Verletzungen und Tödtungen erfolgen meistens nur durch die Wurfgeschosse von den in Gebirgsgegenden oder im hohen Grase verborgenen Feinden. Wollte man mit einem Schlage die in der Natur der centralafrikanischen Verhältnisse begründeten Gházien unterdrücken, so würden wir alle schwer errungenen Verbindungen in Centralafrika einbüssen; die kaum eröffneten Gebiete würden sich der Forschung verschliessen.
